

Suizidforen im Internet

Überblick zum Forschungsstand und weiterführende Perspektiven

Georg Fiedler / Irene Neverla

Im Internet finden sich Websites, Newsgroups, Mailinglisten, Foren und Chatrooms, die sich mit dem Suizid befassen. Dabei kann es sich um Sachinformationen professioneller Suizidpräventionseinrichtungen handeln oder um den Gedankenaustausch zwischen suizidgefährdeten Menschen, aber auch um drastische Beschreibungen von Suizidmethoden. Der Beitrag befasst sich zunächst mit Suizid als sozialem Phänomen und Thema in verschiedenen Kommunikationsformen, um sich dann auf „Suizidforen“ in Newsgroups, Mailinglisten, Foren und Chatgroups zu konzentrieren. Vorgestellt werden empirische Befunde über Angebotsformen und Nutzungsweisen von Suizidforen. Auf theoretischer Ebene wird vorgeschlagen, Suizidforen als soziale Räume mit Öffentlichkeitscharakter zu betrachten. Suizidforen erfüllen Funktionen der Konstruktion von Identität, sozialen Beziehungen und virtuellen Gemeinschaften in einem netzspezifischen Kommunikationsrahmen. Die empirische und theoretische Bestandsaufnahme führt zur Forschungsthese, das Internet biete ein spezifisches Potenzial für akut oder chronisch suizidgefährdete Menschen. Es wird eine Form der selbst kontrollierten und geschützten Kommunikation möglich, in die die Nutzer ansonsten tabuisierte Gedanken jederzeit und anonym einbringen, aus der sie sich aber auch jederzeit wieder zurückziehen können. Wie jede reale soziale Beziehung birgt auch die Kommunikation im Internet Risiken ebenso wie spezifische sozioemotionale Gratifikationen und damit Chancen für Suizidgefährdete.

Keywords: Chatrooms, Internet, Newsgroups, Suizid, Suizidforen, Suizidprävention

1. Suizid als soziales Phänomen und Kommunikationsthema

Weltweit nehmen sich nach Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation WHO jährlich mehr als eine Million Menschen das Leben. In Deutschland starben im Jahr 2000 insgesamt 11.065 Menschen, davon deutlich mehr Männer (8.131) als Frauen (2.934) (Statistisches Bundesamt 2001). Der Suizid ist bei den 15- bis 40-Jährigen die zweithäufigste Todesursache. Die größte Suizidgefährdung dagegen besteht bei den über 60-jährigen Männern. Die Zahl der Versuche, Suizid zu begehen, kann nur geschätzt werden, da Suizidversuche in Deutschland aus datenschutzrechtlichen Gründen seit vielen Jahren nicht mehr erfasst werden. Sie beträgt schätzungsweise das zehn- bis fünfzehnfache der Anzahl der Suizide, also 110 000 bis 160 000 Menschen. Die Häufigkeit von Suizidversuchen ist in den jungen Altersgruppen am höchsten, besonders gefährdet sind 15- bis 25-jährige Frauen (Schmidtke et al. 2002). Um all diese Zahlen in Vergleichsrelationen zu setzen: Die Zahl der Todesfälle aus Suiziden pro Jahr in Deutschland ist größer als die durch Verkehrsunfälle, Aids, Drogen und Gewalttaten zusammengenommen.

Die gesellschaftliche Kommunikation über Suizide verläuft auf allen Ebenen und in allen Formen – in der privaten wie in der öffentlichen Sphäre, in der persönlichen Face-to-face-Alltagskommunikation zwischen den Menschen ebenso wie in der Berichterstattung in den herkömmlichen Massenmedien; und neuerdings auch in den diversen Teilöffentlichkeiten des Internets. In der aktuellen journalistischen Berichterstattung

wird Suizid vor allem dann zum Thema, wenn es sich um einen prominenten Menschen handelt, wenn eine spektakuläre Methode angewendet wird oder wenn der Suizid mit öffentlichen Gewalthandlungen verbunden ist, sei es im Rahmen eines so genannten Amoklaufs an einer Schule, wie im thüringischen Erfurt im April 2002, oder in Form von Selbstmordattentaten, wie sie in den vergangenen Jahren gehäuft in Palästina begangen wurden.¹ Dabei wird die öffentliche Berichterstattung über Suizide in Medien von manchen Fachleuten aus Medizin und Psychotherapie durchaus als problematisch angesehen. Die Diskussion verläuft häufig unter dem Begriff des „Werther-Effekts“. Damit ist in Anspielung an Goethes Roman „Die Leiden des jungen Werther“ gemeint, dass im Anschluss an Darstellungen eines Suizides in der Literatur, im Film oder in journalistischen Berichten weitere Suizide stattfinden. Tatsächlich haben sich gelegentlich bei einigen herausragenden Ereignissen nach der Berichterstattung darüber statistische Anstiege von Suiziden in vergleichbaren soziodemographischen Gruppen und mit den selben Suizidmethoden nachweisen lassen (Schmidtke/Häfner 1986; Brosius/Ziegler 2001; eine kritische Übersicht geben Pirkis/Blood 2001). Indes zeigen andere Untersuchungen, dass nicht so sehr die journalistische Berichterstattung an sich, sondern deren Form ausschlaggebend sein dürfte für Folgetaten (Pellegrini 1996: 300; Etzersdorfer/Sonneck 1998).²

Weil Suizid ein gesellschaftliches Phänomen ist, das – trotz einer gewissen Tabuisierung – Teil der gesellschaftlichen Alltagskommunikation ist, kann auch nicht verwundern, dass es offenbar von Beginn an auch Teil der Kommunikation im digitalen Netz-Medium war. Die ältesten Spuren einer Diskussionsgruppe im Usenet zum Thema Suizid lassen sich für die Gruppe „net.suicide“ in das Jahr 1981 zurückverfolgen, also in die früheste Pionierphase des Internets (Fiedler 2003). Das heute noch bekannteste englischsprachige Angebot, die Usenet-Gruppe „alt.suicide.holiday“, kurz „a.s.h.“, wurde

1 So zusammenfassend das Ergebnis eines Lehrforschungsprojekts unter der Leitung von Irene Neverla am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft, Universität Hamburg, im Sommer 2002. Analysiert wurde zunächst die aktuelle Berichterstattung in überregionalen und Hamburger Tageszeitungen sowie in Wochenzeitungen und Publikumszeitschriften in Deutschland in der Zeit vom 22. April bis 5. Mai 2002 über zwei Wochen hinweg. Vertiefend erfolgte eine Langzeituntersuchung der Berichterstattung zu Suiziden nicht-prominenter Personen in ausgewählten Tageszeitungen und im Stern in den vollständigen Stichjahren 1971, 1981, 1991, 1997–2001 (bearbeitet von Tanja Beeskow, Silvana Gardenal, Nina Joana Schübel) sowie Fallanalysen zum Suizid von Hannelore Kohl im Juli 2001 (Sandra Berger, Simone Einzmann), zum Amoklauf und Suizid eines Erfurter Schülers im April 2002 (Anjelica Conrad, Srivinas Jagamarludi, Stefanie Porath-Walsh), und schließlich zu Selbstmordattentaten junger Palästinenserinnen im März/April 2002 (Talke Klara Hopmann, Thorsten Steer, Michaela Quasas). Hinzu kam eine Explorativstudie zu zwei Suizid-Foren im Internet (Liubov Dmitrieva, Alexandra Streufert).

2 Folgerichtig hat die Deutsche Gesellschaft für Suizidprävention (DGS) einen „Medien-Guideline“ entwickelt (www.suicidologie.de/online-text/medien.pdf). Auch im Deutschen Pressekodex gibt es einen entsprechenden Passus: „Die Berichterstattung über Selbsttötung gebietet Zurückhaltung. Dies gilt insbesondere für die Nennung von Namen und die Schilderung näherer Begleitumstände. Eine Ausnahme ist beispielsweise dann zu rechtfertigen, wenn es sich um einen Vorfall der Zeitgeschichte von öffentlichem Interesse handelt.“ (Deutscher Presserat 2000: 270). Der Journalismus bewegt sich hier, wie so oft, im Spannungsfeld eines Wertekonflikts zwischen dem öffentlichen Auftrag der Thematisierung von sozial relevanten und aktuellen Sachlagen und andererseits dem Gebot, die Würde der suizidalen Menschen und ihrer Angehörigen zu achten.

Mitte der 80er Jahre eingerichtet. Anlass damals war die Diskussion der Frage, warum sich die Anzahl der Suizide an Feiertagen erhöht (Fiedler/Lindner 2002a: 27).

Im Zuge des anhaltenden Zuwachses der Online-Kommunikation generell wäre nur folgerichtig, wenn auch im Netz-Medium die Kommunikation über Suizidalität breiter würde. Die Kommunikation über das Thema Suizid bzw. die Kommunikation zwischen suizidalen Menschen mittels Internet wäre als Teil des allgemeinen Mediatisierungs- und Digitalisierungsprozesses (Krotz 2001) in hoch entwickelten Gesellschaften zu verstehen. Und da das Internet neben dem Mobiltelefon insbesondere für junge Menschen Teil ihres selbstverständlichen Medienensembles geworden ist (Fix 2001), wäre zu erwarten, dass speziell auch junge Menschen in suizidgefährdeten Lagen sich besonders nachhaltig des Internets als Medium ihrer Wahl bedienen, soweit sie dabei relevante Angebote finden können.

Bezüglich der Kommunikation suizidgefährdeter Menschen im Internet verläuft die Diskussion unter Fachleuten aus Psychiatrie und Psychologie durchaus kontrovers (vgl. Fiedler/Lindner 2002a). Wissenschaftlich betrachtet bewegt sich diese Diskussion über Chancen und Risiken der Suizidforen jedoch gegenwärtig auf der Grundlage von Erfahrungen aus der klinischen Praxis, so dass Schlussfolgerungen allenfalls als begründete Vermutungen erfolgen können.³ Als Extremfälle im Sinne eines Werther-Effekts sind bislang weltweit ungefähr 20 dokumentierte Fälle bekannt, in denen eine Verabredung mittels Internet zum gemeinsamen Suizid stattfand (Fiedler 2003). In diesen Fällen fanden sich die Beteiligten aus unterschiedlichen Orten und Regionen per Internet zusammen und ihre Verabredungen zum Suizid sind z. T. durch Eintragungen im Internet dokumentiert.⁴ Einige dieser Fälle haben in der Medienberichterstattung hohe Aufmerksamkeit und Resonanz gefunden (Fiedler 2003). Eine statistische Steigerung der Suizidrate etwa in Deutschland ist jedoch in den vergangenen Jahren nicht festzustellen.

Als vorläufige kommunikationswissenschaftliche Arbeitsthese lässt sich somit festhalten, dass einerseits die durch Medien vermittelte öffentliche Thematisierung von Suizidalität kein neues kulturelles Phänomen darstellt, dass andererseits das Internet mehr

³ Dazu läuft seit einiger Zeit eine lebhafte und kontroverse Debatte zwischen Experten der Suizidprävention darüber, wie die Suizidforen einzuschätzen sind. Während die eine Position vor möglichen „Suizidepidemien“ durch Suizidforen warnt, betont die andere Position neben den Gefahren auch eine potenzielle protektive Funktion der Suizidforen. Nachzulesen u. a. in: „let it be“: Spiegel 9/2001, „Club der toten Seelen“: Focus 27/2002, „Todessehnsucht im Netz“: Süddeutsche Zeitung vom 6.8.2002, „Schritte aus dem Leben“: Frankfurter Rundschau vom 19.11.2002 sowie in Clages (2002: 10), „In Suizidforen finden viele Menschen Verständnis“: Focus 48/2002, „Suizidforen nicht dämonisieren“: AP-Meldung vom 8.11.2002, 03:08 sowie Fiedler/Lindner 2002a, 2002b, 2000c). Eine Umfrage zu den Suizidforen bei den 18 deutschen Landesjugendämtern resümiert, ein Gefährdungspotenzial werde vermutet, teilweise aber als gering eingestuft (http://www.lvr.de/jugend/aktuell/sui_chat/suizidforen.htm).

⁴ Im Februar 2000 sprangen eine 17-jährige Österreicherin und ein 20-jähriger Norweger von den Klippen des norwegischen Kliffs Prekestollen in den Tod. Die beiden hatten sich über ein Suizidforum im Internet kennen gelernt, wo der junge Mann explizit eine Gefährtin zum Suizid suchte. Am 3. November 2002 begingen in Berlin eine 21-jährige Berlinerin und ein 16-jähriger Mann aus Baden-Württemberg Suizid. Desgleichen gingen in Österreich im April 2001 in Kematzen zwei Männer in den Tod, ein 19-jähriger Tiroler und ein 53-jähriger Mann aus Deutschland. Im Januar 2002 wurde ein gemeinsamer Suizid mehrerer Jugendlicher durch Sprung vom Fernsehturm verhindert. Darüber hinaus sind auch mehrere Fälle aus Südkorea, Taiwan und Japan bekannt geworden (vgl. diverse Medienberichte, archiviert bei Therapie-Zentrum für Suizidgefährdete/Universitätsklinikum Hamburg Eppendorf).

und mehr zu den vor allem unter jungen Menschen gebräuchlichen Medien des Alltags gehört, und dass folglich Suizidalität im Internet in allen Varianten ein selbstverständlich auftretendes Phänomen bildet. Somit stellt sich erstens die Frage, welche empirischen Befunde zu den spezifischen Angebotsformen und Nutzungsweisen von Suizidalität im Internet vorliegen und zweitens, welche theoretischen Annahmen zur Kommunikation über Suizidalität im Internet zu treffen sind im Hinblick auf Wirkungsweisen, Chancen und Risiken, Funktionen und Dysfunktionen für Nutzerinnen und Nutzer. Wie die nachfolgenden Darstellungen zur Forschungslage zeigen werden, handelt es sich insgesamt um ein Forschungsfeld, das aus medizinisch-psychologischer Sicht Beachtung gefunden hat, aber aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht noch kaum arrondiert ist. Der vorliegende Beitrag verfolgt daher das Ziel, auf der Basis erster und vorläufiger Befunde kommunikationswissenschaftliche Forschungsfragen herauszuarbeiten und Untersuchungsfragen für eine weiterführende Studie zu entwickeln.

2. Befunde zur Suizidalität im Internet

Weder zu Angebotsformen noch zu Nutzungsweisen von Suizidalität im Internet gibt es systematische Forschungsbemühungen. Während kommunikationswissenschaftlich fundierte empirische Analysen völlig fehlen, liegt immerhin eine überschaubare Zahl von Veröffentlichungen aus dem medizinischen-psychologischen Bereich vor. Die meisten davon haben eher essayistischen Charakter (Alao et al. 1999; Baume et al. 1997; Bronisch 2002; Dobson 1999; Fiedler/Lindner 2002a, 2002b, 2002c; Janson et al. 2001; Mehlum 2001a, 2001b) bis hin zur Streitschrift (Prass 2000, 2002). Weitere Beiträge beschäftigen sich kasuistisch mit der Problematik (Lindner/Fiedler 2002; Podoll et al. 2002) oder sind Erfahrungsberichte von Suizidalen (Jäger 1998) bzw. von suizidpräventiven Institutionen im Internet (Mall 2003). An empirischen Untersuchungen aus dem medizinisch-psychologischen Bereich liegen lediglich zwei Studien vor, auf die noch näher eingegangen wird (Fekete/Osvath 2001; Schmidtke/Schaller 2003). Die Autoren des vorliegenden Beitrages haben seit dem Jahr 2000 eine Reihe von Daten und Fakten erheben können, auf die im Folgenden jeweils verwiesen wird. Es handelt sich um kontinuierliche Eigenrecherchen, die im Hamburger Therapiezentrum für Suizidprävention (TZS) am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE) durchgeführt wurden, sowie um Erhebungen im Kontext eines Lehrforschungsprojekts am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft (IJK) der Universität Hamburg (vgl. hierzu Fußnote 1).

Die Bemühungen auf diesem Forschungsfeld werden zum Teil eingeschränkt durch forschungstechnische und forschungsethische Hindernisse. Ein Teil der Foren und Chats ist nur schwer zugänglich; außerdem handelt es sich weitgehend um private Kommunikation bzw. um Menschen in psychischen Krisen, so dass Sensibilität und Zurückhaltung in der wissenschaftlichen Neugier geboten sein können.

Angesichts dieser unzulänglichen Forschungslage, die primär nicht einer kommunikationswissenschaftlichen Systematik folgt, ist die nachfolgende Trennung von Angebots- und Nutzungsseite nicht durchgehend trennscharf durchzuhalten.

2.1 Die Angebotsseite

Eine unspezifische Internet-Recherche der Autoren über eine Suchmaschine (www.alltheweb.com) mit den Suchbegriffen „Suicide or suicidal or Suidiology“ ergab im September 2000 ca. 1 Million Treffer, im März 2002 waren es schon 1,37 Millionen und im

März 2003 7,75 Millionen. Das Internet stellt eine Reihe von Technologien und Diensten zur Verfügung, die in unterschiedlicher Weise zur Auseinandersetzung mit der Suizidalität genutzt werden. Eine erste Systematik lässt sich treffen nach der medialen Typologie: Zu unterscheiden sind statische Websites mit öffentlichem Charakter; interpersonale und asynchrone E-Mail-Kommunikation sowie deren Erweiterung in Form von Mailinglisten; öffentliche und asynchrone Newsgroups im Usenet sowie webbasierte Foren und Diskussionsgruppen; und schließlich (teil-)öffentliche synchrone Foren wie das Internet Relay Chat (IRC). Eine zweite Systematik liegt in der Unterscheidung nach Anbiertypus: professionell-institutionelle Anbieter, wie psychiatrische und psychologische Beratungseinrichtungen, Kirchen, Verbände etc; (teil-)private Netzwerke von Nutzerinnen und Nutzern, die sich aus Angehörigen und Freunden der suizidalen Menschen zusammensetzen; und schließlich private Einzelpersonen. Eine dritte Systematik ist in der inhaltlichen Ausrichtung denkbar: Hier sind hauptsächlich die Themen Suizidprävention, Trauerarbeit, Suizidgeandenken und Suizidmethoden zu unterscheiden. In der nachfolgenden Darlegung ist jedoch zu sehen, dass das inhaltliche Spektrum sehr breit streut, und mangels ausgewiesener inhaltsanalytischer Erhebungen ist die genannte inhaltliche Systematik noch grob und vorläufig.

Websites werden vorwiegend von Institutionen, aber auch von Einzelpersonen gestaltet, und zwar um suizidpräventive Angebote und Informationen zur Verfügung zu stellen. Dazu zählen beispielsweise www.suicidology.org von der American Association for Suicide Prevention, www.suicidology.de vom Therapie-Zentrum für Suizidgefährdete in Hamburg oder www.neuhland.de von dem Berliner Netzwerk NeuLand im Bereich der Suizidprävention Jugendlicher. Es gibt virtuelle „Friedhöfe“, die Angehörige im Gedenken an ihre Kinder, Partner oder Freunde angelegt haben (www.1000deaths.com) und Netzwerke von Angehörigen (www.survivorsofsuicide.com), die sich im Bereich der Suizidprävention und Trauerarbeit engagieren.⁵ Auf einigen Websites publizieren Depressive, Suizidgefährdete oder sich selbst verletzende Menschen Dokumentationen ihrer Befindlichkeit in Form von Tagebuchauszügen, Gedichten und philosophischen Diskursen (mitglied.lycos.de/suicider/). Es gibt aber auch Websites, die den Suizid in mehr oder weniger drastischer Weise propagieren, wie die dadaistisch anmutende Seite der Sekte der „Church of Euthanasia“ (www.churchofeuthanasia.org), zu denen im weitesten Sinne auch Websites von Sterbehilfeorganisationen wie der „Deutschen Gesellschaft für humanes Sterben“ (www.dghs.de) gehören. Auf anderen Websites werden detailliert Suizidmethoden beschrieben (z. B. über: directory.google.com/Top/Society/Death/Suicide/Methods/) oder – aus abschreckender oder voyeuristischer Intention – Fotos von Suizidopfern publiziert (www.suicideme-thods.net/pix/listpix.htm).

In den Newsgroups und Mailinglists können die User „Postings“ schreiben, die von allen Mitgliedern sofort abgerufen, gelesen und beantwortet werden können. So können sich lange Diskussionsstränge entwickeln, die theoretisch unbegrenzt gespeichert bleiben. Foren sind i. d. R. öffentlich zugänglich und einsehbar, der Zugang kann aber auch durch Passwörter eingeschränkt werden. Da die meisten Postings eine E-Mail-Adresse des Senders enthalten, kann ein Posting auch auf einem nicht öffentlichen Weg beantwortet werden. Die Technologie des Chats ermöglicht eine synchrone Kommunikation der Teilnehmer. Alle Teilnehmer eines Chats müssen zum gleichen Zeitpunkt im Netz

⁵ Eine Sammlung von Links zu „suizidpräventiven“ Websites findet sich unter www.uke.uni-hamburg.de/tzs im Verzeichnis Suizidalität: Adressbuch.

sein. Chats haben im Gegensatz zu den Foren flüchtigen Charakter, das heißt sie werden i. d. R. nicht protokolliert. Auch beim Chat besteht die Möglichkeit, in so genannten „Flüsterräumen“ mit einem anderen Teilnehmer unter Ausschluss der Gruppe exklusiv Kontakt aufzunehmen bzw. „Seitengespräche zu führen“.

All diese interaktiven Formen – Newsgroups, Mailinglists, Foren und Chatgroups – seien im Folgenden unter dem Begriff „Suizidforen“ zusammengefasst. Die Autoren konnten bislang ca. 10 bis 15 aktive deutschsprachige und nur wenige englischsprachige Suizidforen identifizieren. Andere Schätzungen gehen von 30 deutschsprachigen und bis zu mehreren tausend Suizidforen weltweit aus (Clages 2002). Bei Suizidforen handelt es sich um thematisch fokussierte, internetbasierte Diskussionsgruppen, in denen suizidale Menschen Befindlichkeiten, Gefühle und Gedanken austauschen, Suizidmethoden diskutieren und auch – selten – Verabredungen zum Suizid treffen oder einen Suizid ankündigen⁶. Es werden positive und negative Erfahrungen mit Ärzten, Therapeuten und stationären Behandlungen beschrieben, Behandlungsmethoden und Medikamentenwirkungen besprochen, über den Sinn des Lebens philosophiert, Gedichte publiziert oder schlicht Banalitäten ausgetauscht. Die Suizidforen haben keine einheitliche Ausrichtung. Während in einigen Foren fast nur über Suizidmethoden diskutiert und häufiger Verabredungen zum Suizid vorgeschlagen werden, ist dies in anderen Foren ausdrücklich unerwünscht oder verboten. Der Wunsch, nicht mehr leben zu wollen, wird in den Foren sehr häufig ausgedrückt.

Hinsichtlich der Inhalte von Suizidforen bzw. der Intentionen der User liegen zwei empirische Untersuchungen vor. Fekete und Osvath (2001) analysierten 966 Postings der Usenet-Group „alt.suicide.holiday“ und klassifizierten die Postings in folgende Themenfelder: 1. Bitte um Unterstützung oder Angebot von Unterstützung (76 Fälle), 2. Suizidmodelle, Verabredungen und Vorbilder (72 Fälle), 3. Fragen nach Suizidmethoden und Information (67 Fälle), 4. die Auswirkung des Suizids auf die Hinterbliebenen und andere Konsequenzen dieser Handlung (52 Fälle), 5. die Rolle der Religion und die Beziehung zu Gott (47 Fälle), 6. die Relation des Suizids zu Feiertagen (46 Fälle), 7. Maskierung des Suizids als Unfall (29 Fälle), 8. philosophische und ethische Fragen (12 Fälle) und 9. einen unmittelbaren „Cry for Help“ (11 Fälle). Ebenso wurden zahlreiche Suizidankündigungen dokumentiert. Schmidtke und Schaller (2003) untersuchten die Postings eines Jahres des „moderierten Freitodforums“ hinsichtlich von „Ansteckungsphänomenen“ durch die Suche nach überzufälligen seriellen Abhängigkeiten bei Verabredungen zum Suizid. Sie fanden Verabredungen zum Suizid in bestimmten abgegrenzten Zeiträumen gehäuft und halten deshalb Imitationseffekte für möglich. Das Resultat dieser Partnersuche sei allerdings nicht bekannt.

2.2 Nutzungsweisen

Im Jahr 2002 nutzten in Deutschland über 28 Millionen Menschen ab 14 Jahren das Internet, das sind rund 44 Prozent der Bevölkerung (Eimeren et al. 2002: 347). Fachleute der Psychiatrie schätzen, dass auch unter psychiatrischen Patienten rund 40 Prozent das Internet nutzen (Hegerl/Bussfeld 2002). Quantitative Befunde über Umfang und Anteil

⁶ Diese und nachfolgende Beschreibungen sind Ergebnis der Recherchen im Therapie-Zentrum für Suizidgefährdete (TZS) des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf (UKE) sowie des in Fußnote 1 erwähnten Lehrforschungsprojektes am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft (IJK), beide Universität Hamburg.

der Nutzung von statischen websites der Suizidprävention oder von E-Mail-Anfragen in der Suizidberatung sind nicht bekannt. Christl (1998) zufolge rangierten die Anteile der E-Mail-Anfragen mit suizidalem Charakter sehr weit auseinander, sie reichten von 5 Prozent bei der Katholischen Telefonseelsorge in Köln bis zu 50 Prozent in der Telefonberatung der weltweit (aber nicht in Deutschland) agierenden „Samaritans“.

Welche Art von Kommunikation läuft nun konkret in den Suizidforen ab? Zur ersten Veranschaulichung seien zwei typologisch unterschiedliche Beispiele für suizidale Kommunikation im Internet angeführt (aus: Fiedler 2003)⁷. Das erste Beispiel stammt aus dem Forum „Das Geschenk der Selbsttötung“ aus dem Jahre 2001. Mittlerweile sind Verabredungen zum Suizid und Methodendiskussionen in diesem Forum unerwünscht und werden vom Forenmaster gelöscht.

Subject: selbstmordpartner gesucht (16.11.2001)

suche einen selbstmordpartner. bin 19 jahre und für alle formen offen.

Subject: Re: selbstmordpartner gesucht (19.11.2001)

In reply to: selbstmordpartner gesucht on 21:15:34 11/19/01 Mon

Bin 25 und weiß nicht, wie.

Habe vorhin überlegt:

1. von hohem Gebäude springen
2. erschießen
3. Gift zu sich nehmen
4. Pulsadern aufschneiden
5. nichts mehr essen

Es sollte eine Methode sein, die nicht allzu sehr weh tut und bei der man GARANTIERT nicht überlebt. Ich möchte nicht als invalide weiterleben.

Was meinst Du?

Subject: Re: selbstmordpartner gesucht (20.11.2001)

Sich eine Plastiktüte über den Kopf zu ziehen , sie luftdicht am Hals abzukleben , ein Paar schlaftabletten dazu zu nehmen ist mit abstand die sicherste , einfachste und sanfteste Methode

Das zweite Beispiel stammt aus dem Forum „Selbstmordforum.de“. Die Beiträge in diesem Forum sind z. T. deutlich länger als in den Methodendiskussionen und deutlicher aufeinander bezogen.

Forum: Selbstmordforum.de

ich kann nicht mehr!

hallo!

ich bin neu hier und mein problem ist das ich einfach nicht mehr leben möchte,wenn ich das überhaupt jemals getan habe.ich sitze hier,und bin einfach am ende.ich bin 25,meine 2-jährige beziehung ist seit einer woche im eimer,ich erkenne mich nicht im spiegel habe nie etwas besonderes in meinem leben geleistet,habt menschen verletzt und entäuscht,liebe die mir entgegen gebracht wurde habe ich ausgeschlagen.

tja,das ist meine statistik nach 25 erdenjahren.

ich fühle mich so leer.

und ich möchte gehen,für immer.vielleicht denkt ihr,ich bin nur ein spinner der sich im depressiven selbstmitleid suhlt und sich mit pubertären problemen selbst

⁷ Rechtschreib- und Grammatikfehler wurden in den Beispielen nicht korrigiert.

das leben schwer macht, aber ich meine es ernst.

ich will nicht mehr leben...

ich wollte das hier nur niederschreiben, weil ich niemanden habe mit dem ich über DIESE gefühle sprechen kann. danke

Re: ich kann nicht mehr

Hm... ist es pubertär, wenn man an seiner verlorenen Liebe verzweifelt?

Gut, dann bin ich auch pubertär, denn mir geht es "genau" wie Dir, ich habe exakt die gleichen Gefühle und Selbstzweifel.

Aber erst einmal Willkommen im Forum!

Nun, Tipps kann "ich" Dir sicher keine geben, denn wie gesagt gehts mir ja genauso. Darum spare ich mir auch erst einmal jeglichen Kommentar zu dem Rest Deines Postings, kann Dir aber nur versichern, dass zumindest ich diese Gefühle weder für pubertär noch für dumm halte.

Der Vergleich der beiden Aussagen bzw. Dialoge lässt den Ausdruck durchaus unterschiedlicher psychischer Bedürfnisse erkennen: Im ersten Beispiel werden aggressive Phantasien verbunden mit einer relativen Unbezogenheit der Mitteilungen, im zweiten Beispiel depressive Stimmungslagen verbunden mit dem Wunsch, gehalten zu werden, die auch in einem stärker aufeinander bezogenen Dialog eingebunden sind.

Kommunikationswissenschaftliche empirische Untersuchungen zur Funktion der Suizidforen aus dem Blickwinkel der Nutzerschaft sind nicht bekannt. Zur kasuistischen Veranschaulichung folgt hier die Beschreibung einer Nutzerin, welche Bedeutung ihre Teilnahme an der Mailingliste von „a.s.h.“ im Verlauf einer schweren depressiv-suizidalen Krise hatte: „Nach ein paar Tagen und Nächten, die ich mit der Lektüre der Nachrichten verbrachte, wusste ich, dass ich hier richtig war. Hier konnte ich zum ersten Mal meine Gedanken aussprechen – ohne Angst haben zu müssen, mich auf einer geschlossenen Station wiederzufinden. Dieser offene und ehrliche Ton war Balsam für meine Seele. Und was das Beste war: ich konnte die Intensität des Austauschs selbst bestimmen. Das ist der deutlichste Unterschied zum Gespräch im Krankenhaus (...) Ich wollte und konnte mich nicht auf einen neuen (therapeutischen) Gesprächspartner einlassen: Reden dann, wenn der andere Zeit und Lust hat. (...) Eine Newsgroup ist etwas anderes: Ich kann selbst entscheiden, wann ich wie viele Kontakt haben will. Ich kann selbst bestimmen, wann ich neue Mails herunter lade und Sie lese. Und (noch viel wichtiger): Ich kann selbst entscheiden, wann und welche Mails ich beantworten will. (...) Das waren aufrichtigere und ehrlichere Beziehungen, als ich sie sonst vielfach erlebt hatte.“ (Jäger 1998: 42).

Diese Ausführungen können aus der klinischen Theorie und Praxis bestätigt werden. Suizidalität gilt als Ausdruck der Zuspitzung einer seelischen Krise vor dem Hintergrund traumatischer Beziehungserfahrungen und nicht ausreichend bewältigter Ablösungs- und Autonomiekonflikte bei einer gleichzeitig ausgeprägten Ambivalenz hinsichtlich der Akzeptanz von Hilfe und einem hohen Bedürfnis zur Kontrolle von Beziehungen (Gerisch et. al 2000, Götze et. al 2002, Fiedler 2003). Stellt man diese psychischen Befindlichkeiten einerseits und die Kommunikationsmodalitäten des Internets andererseits gegenüber, so wird folgende allgemeine These plausibel: Das Internet und insbesondere Suizidforen im Internet bieten eine Form der Kommunikation, die den Kommunikationsbedürfnissen suizidaler Menschen entgegenkommt. Welche Kommunikationsmodalitäten das Netz hierfür bietet, soll nachfolgend näher spezifiziert werden.

3. Suizidforen im kommunikationswissenschaftlichen Blickwinkel

Vor dem Hintergrund der vorliegenden empirischen Kenntnisse, die im Wesentlichen gespeist werden von medizinisch-psychologischen Beobachtungen und Erfahrungen, jedoch systematischer Erhebungen hinsichtlich Angebot und Nutzung noch bedürfen, lassen sich vorläufig eine Reihe von kommunikationswissenschaftlichen Aspekten zu Suizidforen im Internet skizzieren. Innerhalb der Kommunikationswissenschaft bieten sich als Anknüpfungspunkte vor allem Erkenntnisse aus dem Forschungsfeld der computervermittelten Kommunikation an, wo mittlerweile eine Fülle von einschlägigen theoretischen und empirischen Befunden vorliegt und auch systematisiert wurde (als Überblick vgl. Döring 2002; Höflich 1996).

3.1 Strukturelle Aspekte

Im Hinblick auf die Grundstrukturen von Suizidforen bietet sich folgende theoretische Konzeption an. Suizidforen im Internet bilden soziale Räume, die thematisch fokussiert sind und den Charakter einer Teilöffentlichkeit bzw. von Teilöffentlichkeiten tragen. Sie bilden Öffentlichkeit, indem sie einen sozialen Raum zur Selbstverständigung der mitwirkenden Akteure bieten, indem sie prinzipiell offen und zugänglich für beliebige Partizipanten sind, und indem sie in ihren kommunikativen Strukturen diskursiv und verständigungsorientiert angelegt sind. Damit erfüllen sie die wesentlichen Kernmerkmale von Öffentlichkeit (Gerhards 2002; Imhof 2003), sieht man davon ab, dass sie auf der Output-Seite keine Anbindung und daher auch keine Wirksamkeit auf das politische Geschehen der Gesellschaft haben, was aber auch nur für einen engeren Begriff von Öffentlichkeit Gültigkeit hat. Über diese allgemeinen Merkmale hinaus dürfen bei den Suizidforen besonders ausgeprägt jene Verknüpfungsmomente deutlich werden, auf die Klaus aufmerksam gemacht hat (Klaus 2001): Üblicherweise wird typologisch zwischen den Ebenen der interaktiven Encounter-Öffentlichkeit, der Versammlungsöffentlichkeit und der institutionalisierten massenmedialen Öffentlichkeit unterschieden (Jarren/Donges 2002), wobei jede Art von Öffentlichkeit voraussetzt, dass sie in einem abgegrenzten, dichotomen Verhältnis zu Privatheit stehe (Imhof 2003). Demgegenüber zeigt Klaus auf, wie eng die Ebenen der Öffentlichkeit miteinander verknüpft sind und wie sehr Öffentlichkeit und Privatheit dialektisch miteinander verbunden sind.

Für Suizidforen lässt sich sagen, dass sie primär interaktive Encounter-Öffentlichkeiten in virtueller Form darstellen, indem die User sich in den öffentlichen Raum begeben und damit aus ihrer Privatheit heraustreten, ohne sich allerdings als Person – mit Namen, Adressen, Rollenbezügen etc. – deklarieren zu müssen. Der Öffentlichkeitscharakter dieser Kommunikation kann von den Usern also weitgehend kontrolliert werden.

3.2 Kommunikationsmerkmale

Damit ist der Aspekt der Kommunikationsmerkmale in den Suizidforen angesprochen. Drei eng miteinander verknüpfte Merkmale sind hier von zentraler Bedeutung: Omnipräsenz des Mediums, Kontrollierbarkeit der Kommunikationsabläufe und Anonymität des Zugangs.

Die Omnipräsenz des Mediums, seine allgegenwärtige und ständige Verfügbarkeit zu beliebigen Zeiten und mittlerweile auch an beliebigen Orten, ermöglicht eine Kommu-

nikation, die hinsichtlich Zeit und Raum sehr weitgehend ins Belieben der Kommunikanten gestellt ist und damit von deren Bedürfnislage gesteuert werden kann. Kontrollierbarkeit der Kommunikation meint die Verfügungsmöglichkeit und damit Autonomie der User, je nach eigener Bedarfslage und Entscheidungskraft die Kommunikation zu beginnen, sich inhaltlich einzubringen und die Kommunikation zu beenden.

Anzunehmen ist, dass trotz dieser Kernmerkmale, die in Richtung Beliebigkeit und individueller Steuerbarkeit gehen, doch auch in Suizidforen bestimmte Regelwerke geschaffen werden müssen, um die Kommunikation zu ermöglichen und zu stützen. Bekannt sind die Metasprachen der Emoticons, Smilies und Akronyme als Ersatz für den physisch nicht wahrnehmbaren Gefühlsausdruck (Stegbauer 2000: 25), weniger bekannt sind die Formen der „phatischen Variabilität“ (Sassen 2000), die mittels neutraler Redewendungen oder Themen, wie das Wetter, der Initialisierung oder Beschwichtigung dienen.

Kommunikation im virtuellen Raum bedarf – wie jede andere Kommunikation auch, aber nachhaltiger – eines „Kommunikationsrahmens“ als Organisationsprinzip der Ereignisse und Erfahrungen (Höflich 1998: 142). Dieser Rahmen schlägt sich als prozedurales und funktionales Regelwerk nieder, wird aber von den Nutzern permanent transformiert und moduliert. Diesen Gedanken verfolgen Höflich und Gebhardt in einer empirischen Fallstudie auf der Basis von zehn Explorativinterviews mit intensiven Chat-Usern weiter. Bei dieser „Kommunikation im Verborgenen“ gebe es einen Rahmen der „Unverbindlichkeit“, was allerdings nicht mit Unverlässlichkeit gleichzusetzen sei, sondern „das Einbringen eines partialen Selbst“ impliziere, also letztlich doch eine „Verbindlichkeit im Rahmen der Unverbindlichkeit“ (Höflich/Gebhardt 2001: 24). Auch Scherer und Wirth betonen hinsichtlich Identitätskonstruktion und Selbstdarstellung in Chatgroups die Bedeutung des „Rahmens“, der durch Thematik, Architektur und Regelwerk des Chatforums vorgegeben und für die User nicht völlig frei verhandelbar sei (Scherer/Wirth 2002: 355; vgl. auch Stegbauer 2000).

Anonymität, also die ungeklärte Identität einer Person, bzw. Pseudonymität, die vorgetäuschte Identität einer Person, gehören aufgrund der technischen Verfahren im Allgemeinen zu den möglichen Modalitäten der Kommunikation im Internet. Anonymität ist jedoch nicht gleichzusetzen mit psychischer und emotionaler Distanz. Trotz der medial möglichen Distanz der User werden hohe emotionale Involviertheit und rege Fantasieprojektionen beobachtet (Debatin 1998: 18 ff.). Döring verweist im Zusammenhang mit persönlichen Homepages auf mögliche widersprüchliche Effekte. Der geringere Konfrontations- und Handlungsdruck könne „einerseits zu erhöhter Selbstdarstellung und Authentizität ermutigen (...), andererseits aber auch bewusste Maskerade und Täuschung begünstigen“ (Döring 2001: 334). Im Rückgriff auf das „alte“ Medium Telefon und auf die „Theorie der elektronischen Nähe“ von Korzenny stellt Höflich die These auf, die „Wahrnehmung von Nähe oder Distanz (werde) prinzipiell an die interaktive Qualität des Mediums gekoppelt“; sie hänge aber auch von der Medienkompetenz und den Erfahrungen der jeweiligen Nutzer ab (Höflich 1996: 76). Ergänzend dazu unterstützt er auch die so genannte „Enthemmungsthese“, wonach „technisch vermittelte interpersonale Kommunikation ‚freier‘, ungehemmter verläuft und sich über die Schranken (Regeln) der Face-to-face-Kommunikation hinwegsetzt, d. h. unter sozio-emotionalen Gesichtspunkten fehlen einer mediatisierten Kommunikation (...) normative Restriktionen“ (Höflich 1996: 84).

Für Suizidforen ist anzunehmen, dass der im Internet gebotene Kommunikationsrahmen Verbindlichkeit in der Unverbindlichkeit ermöglicht und auch insofern selbst

kontrollierte und geschützte Kommunikation bietet. Somit erlaubt dieser Rahmen emotionale Enthemmungen und emotionale Nähe, die in der Face-to-Face-Kommunikation nicht möglich wären und somit zu psychischen Entlastungen in akuten Krisensituations führen können.

3.3 Funktionaler Aspekt

Einen dritten theoretischen Aspekt bilden Fragen der Funktion von Suizidforen. Es handelt sich vor allem um Fragen der Identitätsbildung einerseits, der sozialen Beziehungen und der Gemeinschaftsbildung andererseits. Für die Identitätsbildung spielt wiederum die im Netz mögliche Anonymität bzw. Pseudonymität eine wichtige Rolle. Anonymität kann die Voraussetzung für ein intensives und emotional offenes Agieren sein; durch Simulationen können völlig oder partiell von der realen Person abweichen- de Identitäten geprägt werden (Döring 2000: 380ff.). Soziale Beziehungen bauen sich auf zwischen zwei oder mehreren Personen, sobald ein sozialer Kontakt sich über mehrere Zeitpunkte hinweg erstreckt und Erwartungshaltungen aufgebaut sind. Die Möglichkeit der Kontaktaufnahme jedenfalls stellt nachweislich einen wichtigen Faszinationspunkt des Internets dar (Döring 2000: 388ff.; Höflich/Gebhardt 2001). Gemeinschaften im Internet sind komplexere soziale Gebilde von höherer Dauer, die sich typologisch als Kleingruppen, beständigere Netzwerke oder als virtuelle Gemeinschaften ausbilden können. Meist gibt es in ihrem Kern wenige aktive Mitglieder gegenüber zahlreichen fluktuierenden Mitgliedern an der Peripherie (Debatin 1998); unterschieden werden die Mitglieder auch nach Netzerfahrung und -kenntnissen, Intensität der Nutzung, unter- schiedlicher Nähe und Produktivität im Verhältnis zur Thematik des Forums (Döring 2000: 398ff.). Höflich betont, dass „elektronische Gemeinschaften“ nicht „auf einem Zusammenleben, sondern auf einem computer-vermittelten Zusammenkommunizieren“ beruhen (Höflich 1994: 404). Der Gebrauch der computervermittelten Kommunikation ist nicht unbesehen als Ergebnis einer Defizit- oder Deprivationssituation im realen Leben zu erklären, vielmehr lässt sich computervermittelte Kommunikation als funktional spezifische Form der Kommunikation begreifen, die etwas leistet, was in der Face-to-Face-Kommunikation eben nicht realisierbar ist.

Somit lässt sich für Suizidforen vermuten, dass Nutzerinnen und Nutzer hier Identitätskonstruktionen, soziale Beziehungen und Gemeinschaftsformen ausbilden können, die ihren speziellen psychischen Bedürfnissen entgegenkommen. Es stellen nicht nur die unmittelbaren verbalen Äußerungen Entlastungspotenzial in einer akuten Krise dar, sondern Identitätskonstruktionen, soziale Beziehungen und Gemeinschaftsbildung bieten auch eine weiterführende Perspektive, indem sie miteinander verflochten werden und je nach Lebenssituation der Nutzer als Ergänzung und Erweiterung oder als Kom- pensation zur realen Welt fungieren.

4. Fazit und Ausblick

Systematische kommunikationswissenschaftliche Studien zu Suizidforen liegen bislang nicht vor. Weder ist Zahl und Umfang von Suizidforen bekannt, noch liegt ein Überblick vor, wer die Anbieter bzw. Betreiber sind, welche Zielsetzungen sie verfolgen, und wer die Nutzer und Nutzerinnen sind, wann und wie häufig und über welchen Zeitraum hinweg sie die Suizidforen nutzen. Unübersichtlich sind auch die Regeln der Kommunikation in Suizidforen im Hinblick auf Information, Ausdruck, Mitteilung und schließlich auch, was de facto die Inhalte der einzelnen Suizidforen sind. Kurz: Was

sich in den Suizidforen genau abspielt und welcher Funktion für die User sie dienen, ist bislang nicht systematisch dokumentiert.

Suizidforen im Internet lassen sich verstehen als Teilöffentlichkeiten mit offenem Zugang und diskursiver Kommunikation und einer thematischen Fokussierung auf Suizidalität. Sie bilden soziale Kommunikationsräume, in denen die Entwicklung von Identitätskonstruktionen, von sozialen Beziehungen und von virtuellen Gemeinschaften möglich ist. Sie bieten die Möglichkeit der anonymen, dekontextualisierten und wiederum rekontextualisierten Teilhabe, und damit einer selbst kontrollierten und geschützten Kommunikation aus dem Verborgenen, an der man sich beteiligen, mitwirken, sich emotional einbringen und preisgeben kann, aus der sich die User aber auch jederzeit zurückziehen können. Sie erlauben sozioemotionale Gratifikationen wie Selbstoffenbarungen und Imaginationen von Suizidgedanken sowie den Aufbau von sozialen Beziehungen mit intensiver, hyperpersonaler Qualität von hoher Empathie. Solche Formen geschützter Kommunikation sind in real life offenbar nicht möglich. Ein Bezug zur realen Welt außerhalb des Internets kann hergestellt werden, ist aber weder in psychologischer noch in kommunikativer Hinsicht unbedingt nötig oder erwünscht. Diese Form der geschützten Kommunikation im Internet kann für suizidale Menschen vermutlich in der Regel emotional entlastend, aber unter bestimmten Bedingungen auch destabilisierend wirken.

Aus den hier entwickelten Ansätzen ergeben sich zahlreiche Forschungsfragen, die empirisch zu prüfen wären⁸: Welche Typen von Suizidforen gibt es und wie groß ist ihre Zahl? Wer sind die Anbieter bzw. Betreiber von Suizidforen, wie weit sind sie professionell fundiert, welche Ziele verfolgen sie? Wer nutzt welche Suizidforen, und welche soziographischen Zuordnungen zu den einzelnen Typen gibt es? Wie sieht die Architektur der Suizidforen aus, was sind ihre thematischen Vorgaben und ihre Kommunikationsrahmen? Welche soziopsychischen und speziell kommunikativen Funktionen erfüllen Suizidforen? Unter welchen Bedingungen wirken sie emotional entlastend bzw. destabilisierend? Welche Formen des Missbrauchs der Foren können dokumentiert werden? Sind die als „Werther-Effekt“ bezeichneten Nachahmungsphänomene beobachtbar und mit dem Konstrukt des Modelllernens hinreichend erklärbar? Können Suizidforen auch mit Aufgaben professioneller therapeutischer Beratung verknüpft werden?

Im nächsten Schritt ist theoriegeleitete empirische Forschung gefordert. Einerseits hat sich gezeigt, dass sowohl die Suizidprävention einer fundierteren Datenbasis bedarf, um Suizidforen einzuschätzen und auf sie reagieren zu können. Andererseits ist das Phänomen der Suizidforen für die Kommunikationsforschung ein herausforderndes Beispiel für Varianten der computervermittelten Kommunikation. Alles in allem bietet sich hier ein interdisziplinäres Forschungsfeld zwischen medizinischer Psychologie und Kommunikationswissenschaft, das erhllende Erkenntnisse für die kommunikationswissenschaftliche Grundlagenforschung wie auch für medizinisch-psychologische Beratungsformen verspricht.

⁸ Diese Forschungsfragen sollen in einer empirischen Untersuchung verfolgt werden, die derzeit als Kooperation zwischen dem Therapie-Zentrum für Suizidgefährdete (Tzs/UKE) und dem Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft, beide Universität Hamburg, vorbereitet wird.

Literatur

- Alao, Adekola O. / Yolles, Jennifer C. / Armenta, Wendy W. (1999): Cybersuicide: The Internet and Suicide. In: American Journal of Psychiatry 156/11: 1836 – 1837.
- Baume, Pierre / Cantor, Christopher H. / Rolfe, Andrew (1997): Cybersuicide: The Role of Interactive Suicide Notes on the Internet. In: Crisis 18/2: 73 – 79.
- Bronisch, Thomas (2002): Suizidforen im Internet – Eine Stellungnahme zu Georg Fiedler & Reinhard Lindner. In: Suizidprophylaxe, Jg. 29, Heft 3: 107 – 111.
- Brosius, Hans-Bernd / Ziegler, Walther (2001): Massenmedien und Suizid: Praktische Konsequenzen aus dem Werther-Effekt. In: Communicatio Socialis, Jg. 34, H. 1: 9 – 29.
- Christl, Frank (1998): Beratung im Internet. Erfahrungen der katholischen Telefonseelsorge. In: Janssen, Ludwig (Hg.): Auf der virtuellen Couch. Selbsthilfe, Beratung und Therapie im Internet. Bonn, Psychiatrie-Verlag, S. 101 – 116.
- Clages, Isabel (2002): Tödliche Tipps aus dem Netz. Suizid-Foren helfen Lebensmüden sich umzubringen. In: Ärztliche Praxis Neurologie Psychiatrie 3/September-Oktober: 9.
- Debatin, Bernhard (1998): Analyse einer öffentlichen Gruppenkonversation im Chat-Room. In: Prommer, Elizabeth / Vowe, Gerhard (Hg.): Computervermittelte Kommunikation. Öffentlichkeit im Wandel, Konstanz: UVK, S. 13 – 38.
- Deutscher Presserat (Hg.) (2000): Publizistische Grundsätze (Pressekodex). In: Jahrbuch 2000, UVK: Konstanz, S. 257 – 280.
- Dobson, Roger (1999): Internet Sites May Encourage Suicide. In: British Medical Journal 319: 337.
- Döring, Nicola (2000): Identitäten, soziale Beziehungen und Gemeinschaften im Internet. In: Batinic, Bernard (Hg.): Internet für Psychologen, Göttingen u. a.: Hogrefe, S. 379 – 416.
- Döring, Nicola (2001): Persönliche Homepages im WWW. Ein kritischer Überblick über den Forschungsstand. In: Medien & Kommunikationswissenschaft, 49. Jg., 2001/3: 325 – 349.
- Döring, Nicola (2002): Sozialpsychologie des Internet, Göttingen u. a.: Hogrefe (Erstaufgabe 1999).
- Eimeren, Birgit van / Gerhard, Heinz / Frees, Beate (2002): Entwicklung der Onlinenutzung in Deutschland: Mehr Routine, weniger Entdeckerfreude. ARD/ZDF-Online-Studie 2002. In: Media Perspektiven, H. 8: 346 – 362.
- Etzersdorfer, Elmar / Sonneck, Gernot (1998): Preventing Suicide by influencing mass-media reporting. The Viennese experience 1980 – 1996. In: Archives of Suicide Research 4: 67 – 74.
- Fekete, Sandor / Osvath, Peter (2001): The Internet – Data on Suicide, Depression and Anxiety. In: Grad, Onja (Hg.): Suicide Risk and Protective Factors in the New Millennium. Ljubljana: Can-carjev dom.
- Fiedler, Georg (2003): Suizidalität und Neue Medien. Gefahren und Möglichkeiten. In: Etzersdorfer, Elmar / Fiedler, Georg / Witte, Michael (Hg.): Neue Medien und Suizidalität, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (im Druck).
- Fiedler, Georg / Lindner, Reinhard (2002a): Suizidforen im Internet. In: Suizidprophylaxe Jg. 29, H. 1: 26 – 31.
- Fiedler, Georg / Lindner, Reinhard (2002b): Fragiles Überleben in Suizidforen. In: Ärztliche Praxis Neurologie Psychiatrie 6/November-Dezember: 8.
- Fiedler, Georg / Lindner, Reinhard (2002c): Eine Stellungnahme zu dem Beitrag von Thomas Bronisch: „Suizidforen im Internet – Eine Stellungnahme zu Georg Fiedler & Reinhard Lindner“. In: Suizidprophylaxe, Jg. 29, Heft 4: 155 – 156.
- Fix, Tina (2001): Generation @ im Internet. Hintergrund und explorative Motivstudie zur jugendlichen Netzkommunikation, München: kopaed.
- Gerhards, Jürgen (2002): Öffentlichkeit. In: Neverla, Irene / Grittman, Elke / Pater, Monika (Hg.): Grundlagenexte zur Journalistik, Konstanz: UVK, S. 128 – 136.
- Gerisch, Benigna / Fiedler, Georg / Gans, Ilan / Götz, Paul / Lindner, Reinhard / Richter, Monika (2000): „Ich sehe dieses Elendes kein Ende als das Grab“: Zur psychoanalytischen Konzeption von Suizidalität und der Behandlung Suizidaler. In: Kimmerle, Gerd (Hg.): Zeichen des Todes in der psychoanalytischen Erfahrung. Tübingen: edition discord, S. 9 – 64.
- Götze, Paul / Fiedler, Georg / Gans, Ilan / Gerisch, Benigna / Lindner, Reinhard / Richter, Monika (2000): „Ich sehe dieses Elendes kein Ende als das Grab“: Zur psychoanalytischen Konzeption von Suizidalität und der Behandlung Suizidaler. In: Kimmerle, Gerd (Hg.): Zeichen des Todes in der psychoanalytischen Erfahrung. Tübingen: edition discord, S. 9 – 64.

- ka / Schaller, Silvia / Schmidtke, Armin (2002): Psychotherapie der Suizidalität. In: Psycho 28: 569 – 575.
- Hegerl, Ulrich / Bussfeld, Patrick (2002): Psychiatrie und Internet. Möglichkeiten, Risiken, Perspektiven. In: Nervenarzt 73: 90 – 95.
- Höflich, Joachim R. (1994): Der Computer als „interaktives Massenmedium“. Zum Beitrag des Uses and Gratifications Approach bei der Untersuchung computer-vermittelter Kommunikation. In: Publizistik, 39. Jg., 1994/4: 389 – 408.
- Höflich, Joachim (1996): Technisch vermittelte Interpersonale Kommunikation, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Höflich, Joachim (1998): Computerrahmen und Kommunikation. In: Prommer, Elizabeth / Vowe, Gerhard (Hg.): Computervermittelte Kommunikation. Öffentlichkeit im Wandel. Konstanz: UVK, S. 141 – 176.
- Höflich, Joachim R. / Gebhardt, Julian (2001): Der Computer als Kontakt- und Beziehungsmedium. Theoretische Verortung und explorative Erkundungen am Beispiel des Online-Chats. In: Medien & Kommunikationswissenschaft, 49. Jg., 2001/1: 24 – 43.
- Imhof, Kurt (2003): Öffentlichkeitstheorien. In: Bentele, Günter / Brosius, Hans-Bernd / Jarren, Otfried (Hg.): Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 193 – 209.
- Jäger, Katrin (1998): Im virtuellen Selbsthilfenetz. Erfahrungsbericht einer Betroffenen. In: Janssen, Ludwig (Hg.): Auf der virtuellen Couch. Selbsthilfe, Beratung und Therapie im Internet. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 40 – 52.
- Janson, Marc P. / Allessandrini, Edward S. / Strunjas, Sasha S. / Shahab, Hasan / El-Mallakh, Rif / Lippmann Stephen B. (2001): Internet-observed suicide attempts. In: Journal of Clinical Psychiatry 62: 478.
- Jarren, Otfried / Donges, Patrick (2002): Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Klaus, Elisabeth (2001): Das Öffentliche im Privaten – Das Private im Öffentlichen. Ein kommunikationstheoretischer Ansatz. In: Hermann, Friederike / Lünenborg, Margret (Hg.): Tabubruch als Programm. Privates und Intimes in den Medien. Opladen: Leske + Budrich, S. 15 – 36.
- Krotz, Friedrich (2001): Die Mediatisierung kommunikativen Handelns. Der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Lindner, Reinhard / Fiedler, Georg (2002) Neue Beziehungsformen im Internet – Virtuelle Objektbeziehungen in der Psychotherapie. In: Nervenarzt 73: 78 – 84.
- Mall, Vera (2003): Das Internet als Kommunikationsforum für suizidgefährdete Adoleszente. Dissertation. Fakultät I – Geisteswissenschaften der Technischen Universität Berlin.
- Mehlum, Lars (2001a) The Internet and Suicide Prevention. In: Crisis, Jg. 21/4: 186 – 188.
- Mehlum, Lars (2001b): The Internet and Suicide Prevention. In: Grad, Onja (Hg.): Suicide Risk and Protective Factors in the New Millennium. Ljubljana: Cancarjev dom.
- Pellegrini, Elisabeth (1996): Der Selbstmord in der Boulevardpresse. Berichterstattung und mögliche Konsequenzen: Das Phänomen der Folgesuizide. In: Publizistik, 41. Jg., 1996/3: 298 – 309.
- Pirkis, Jane / Blood, Warwick R. (2001): Suicide and the Media. Part I. Reportage in Nonfictional Media. In: Crisis, Jg. 22/4: 146 – 154.
- Pirkis, Jane / Blood, Warwick R. (2001): Suicide and the Media. Part II. Portrayal in Fictional Media. In: Crisis, Jg. 22/4: 155 – 162.
- Podoll, Klaus / Mörrth, Dina / Saß, Henning / Rudolf, H. (2002): Selbsthilfe im Internet. Chancen und Risiken einer Kommunikation in elektronischen Netzwerken. In: Nervenarzt, Jg. 73, S. 85 – 89.
- Prass, Solveig (2000): Suizid-Foren im Internet. Eine neue Kultgefahr? In: Berliner Dialog 3/2000: 16 – 19.
- Prass, Solveig (2002): Suizid-Foren im World Wide Web. Eine neue Kultgefahr? Jena: IKS Grämond
- Sassen, Claudia (2000): Phatische Variabilität bei der Initiierung von Internet-Relay-Chat-Dialo-

- gen. In: Thimm, Caja (Hg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 89 – 108.
- Scherer, Helmut / Werner Wirth (2002): Ich chatte – wer bin ich? Identität und Selbstdarstellung in virtuellen Kommunikationssituationen. In: Medien & Kommunikationswissenschaft, 50. Jg., 2002/3: 337 – 358.
- Schmidtke, Armin / Bille-Brahe, Uni / DeLeo, Diego / Kerkhof, Ad (Hg.) (2002): Suicidal Behavior in Europe: Results from the WHO/Euro Multicenter Study on Suicidal Behavior. Göttingen: Hogrefe.
- Schmidtke, Armin / Häfner, Heinz (1986): Die Vermittlung von Selbstmordmotivation und Selbstmordhandlung durch fiktive Modelle. Die Folgen der Fernsehserie „Tod eines Schülers“. In: Nervenarzt 57: 502 – 510.
- Schmidtke, Armin / Schaller, Silvia (2003): Ansteckungsphänomene bei den neuen Medien: Fördert das Internet Doppelsuizide und Suizidcluster. In: Etzersdorfer, Elmar / Fiedler, Georg / Witte, Michael (Hg.): Neue Medien und Suizidalität. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (im Druck).
- Statistisches Bundesamt (2001): Auskünfte zu Suizidzahlen per E-Mail als Excel-Datei.
- Stegbauer, Christian (2000): Begrenzungen und Strukturen internetbasierter Kommunikationsgruppen. In: Thimm, Caja (Hg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 18 – 38.